



Erscheint jeden
Donnerstag.

Der Humorist.

Frei-Beilage zum
Wiesbadener General-Anzeiger.



Nr. 40.

Wiesbaden, den 20. Oktober 1898.

III. Jahrgang.

Vor der Hochzeit.

Von Robby Jones.

(Nachdruck verboten.)

Daß John Leicester — John Leicester von Portland Main, um unangenehmen Verwechslungen vorzubeugen — daß also Leicester von Portland Main in jener Nacht, ganz seiner sonstigen Gewohnheit entgegen, absolut keinen Schlaf finden konnte, sondern sich ruhelos auf seinem Lager wälzte, wird Jedermann begreifen. Jedermann wenigstens, der so wie ich, weiß, daß John am Tage darauf — heirathen sollte.

Ja, heirathen, und noch dazu die reizendste und reichste Erbin von ganz Portland Main, Miß . . . , doch wozu den Namen. Es kann doch Niemandem nützen, ihn zu wissen, denn Miß . . . beinaß hätt' ich sie jetzt genannt, ist jetzt längst keine Miß mehr, sondern . . .

Doch das werdet Ihr später erfahren.

Einstweilen wissen wir, daß John Leicester von Portland Main sie heirathen sollte und daß er in seinem Bette lag und keinen Schlaf finden konnte und das mit gutem Grund.

Ja, ganz gewiß mit gutem Grund, denn mir und Dir und Euch allen schätz' ich, wie ihr da seid, wäre es gerade so gegangen.

John Leicester also wälzte sich ruhelos auf seinem Lager, als er plötzlich emporfuhr. Nein, er täuschte sich nicht. Es läutete. Wahrhaftig in Gott, es läutete.

Tirelin, tirelin, tin tin machte die elektrische Klingel. Tin tin, tin, tin . . .

Wer konnte das sein? Mitten in der Nacht.

Aber John Leicester fragte nicht lange, sondern sprang mit einem Satz aus dem Bette und eilte zur Thür.

„Wer da?“ fragte er.

Es war eine Depesche. Eine Depesche, die er ganz verblüfft in Empfang nahm. Wer zum Teufel konnte ihn telegraphiren.

Aber natürlich, er vergaß seine Hochzeit und die Glückwünsche und . . .

Er erbrach die Depesche und . . . ihm schwindelte.

Nein, das war kein Glückwunsch. Da stand es klar und deutlich:

„Kommet sofort New-York. Dringend.“

Abvokat Gray.“

Und das sofort war noch dazu unterstrichen, sodaß gar kein Zweifel daran war, daß die Sache mehr als dringend war.

Ja, aber welche Sache?

So viel John Leicester wußte, hatte er in New-York gar keine Geschäfte, ganz ebenso wenig wie anderswo, denn John

Leicester war glücklicherweise in der Lage, überhaupt keine Geschäfte zu brauchen. Er war ein glücklicher Sterblicher, der von den Zinsen seines bei der Bostoner Kooperativ-Bank sicher angelegten Kapi . . .

Teufel! Das mußte es sein. Nur das. — Was hätte es auch sonst sein können. Die Bostoner Kooperativ-Bank hatte eine bedeutende Summe auch in New-York, wenn dort etwas geschähe, wenn sie getracht, wenn seine Gelder mit . . . Mein Gott, mein Gott, gar kein Zweifel, es konnte absolut nichts anderes sein.

Und wie um seinen Gedanken recht zu geben, fing es wieder an zu klingeln, „tirelin, tirelin, tin tin,“ und wieder kam eine Depesche.

„Benüthet ersten Zug, sonst Alles verloren.“

Abvokat Gray.“

Da hatte man's. Es war klar: „sonst alles verloren.“ Was hatte er zu verlieren, als sein Geld. O, es war gräßlich! Und das am Vorabend, nein, wenige Stunden vor seiner Hochzeit!

Und wer war dieser Gray? Ein Abvokat, ganz recht, aber wie wußte er, wie konnte er wissen . . . ? Aber gleichviel wie; er wußte und das war genug.

„Benüthet ersten Zug, sonst Alles verloren.“

Im Augenblick war James fix und fertig, jetzt war's zwei Uhr, um drei Uhr ging der Expresszug nach New-York, gerade Zeit genug um einige Zeilen an Alice — verdammt, jetzt habe ich den Namen doch genannt, — also um an Alice zu schreiben und auf den Bahnhof zu eilen.

Gerade Zeit genug, aber nur knapp, denn als John auf dem Bahnhof war, piff's schon. Schnell warf er sich in ein Rupee. Er hatte sich seinen Hochzeitstag ganz anders vorgestellt.

Um 12 Uhr 15 Minuten kam er in New-York an. Sein erster Weg mußte zu Gray sein, zum Abvokaten. Wo ihn aber finden. In Mason's Anzeiger mußte er stehen. Ja, ja, Abvokat Gray und darunter wieder Abvokat Gray und wieder Abvokat Gray, es gab zweihundert Gray's, die Abvokaten waren, welcher war der richtige?

Es war nicht möglich ihn herauszufinden, man konnte wahrhaftig nicht verlangen, daß John zweihundert Abvokaten aufsuchen solle, er eilte daher zur Bostoner Kooperativ Bank, dort mußte er etwas erfahren können.

„Der Director?“ fragte er.

„Verreißt.“

„Der Vicedirektor?“

„Auf der Börse.“

„So, hm, auf der Börse. Ja, hm, wie geh'n die Geschäfte das?“

„Kolossale Baiffe, Herr, wahnsinnige Panik, weiß der Himmel wovon. Geniestreich von Goulb. O dieser Goulb!“

„Papiere also fallen!“

„Phänomenal, Herr, phänomenal.“

„Es ist richtig,“ sagte sich unser John, „meine Gelder sind verloren, sind alle zum Teufel, wenn Gray sie nicht rettet,“ und als wäre es eine Eingebung, fragte er: „Kennen Sie vielleicht einen Advokaten Gray?“

„Wer wird denn den nicht kennen?“ war die Antwort. „Bei jedem Prozesse, den unsere Bank hat, ist er der gegnerische Advokat.“

„Und . . . und wo wohnt er, dieser Gray?“ fragte John.

„Vierzehnte Avenue, vierte Straße, Herr.“

John eilte auf ein Cap zu, sprang hinein und „vierzehnte Avenue, vierte Straße“ befahl er.

Nach einer Stunde, siebenundfünfzig Minuten war er am Ziele. Ganz richtig, da wohnte Mr. Gray.

„Ist der Advokat zu Hause?“

„Nein. Verreist.“

„Verreist?“

„Ja. Verreist. Nach Portland Main.“

„Nach Portland Main?“

„Ja. Nach Portland Main.“

„Die aber zum Teufel kommts, daß er mir telegraphirt, ich solle hierher kommen, sofort mit dem ersten Zuge?“

„Weiß nicht. Weiß nur so viel, daß er einen Herrn erwartete, und als der nicht kam, fuhr er selber hin. Das ist, was ich weiß.“

Was sollte John Leicester thun? Abreisen? Warten? Das sicherste war warten.

Zehn, zwölfmal am Tage sprach John beim Advokaten vor.

„Mr. Gray zurück?“

„Nein. Noch nicht.“

Es war rein zum Teufel holen.

Indes holte John auch Nachrichten von der Börse ein. Zehn oder zwölf Banken mußten heut oder morgen springen, ja dieser Gould, ein Kapitalkerl, dieser Gould.

John aber fand, daß er ein ganz niederträchtiger Kerl sei, der da zehn oder zwölf Banken und darunter die Bostoner Kooperativbank zum Krachen bringen wollte, ein ganz abgefeimt, nichtswürdiger Kerl, dem man das Handwerk legen mußte.

Wieder sprach er bei Gray vor und wieder erhielt er dieselbe Antwort: „Noch nicht zurück.“

Das war ihm zu viel. Länger konnte er nicht warten, das hieß sein Vermögen, d. h. das was davon noch zu retten war leichtsinnig aufs Spiel setzen. Er ging also zu einem andern Advokaten.

„Sonderbar,“ sagte dieser. „Die Bostoner Kooperativbank soll wanken? Ist gar nicht denkbar, absolut nicht denkbar.“

„'s ist aber doch so. Die Baisse . . . dieser Gould . . . die . . .“

„Aber die Bostoner Bank ist doch immer mit Gould, die.“

„Gar keine Spur, ich weiß das besser. Advokat Gray.“

„Gut,“ sagte der Advokat, „wir können vor Allem also auf die Kasse gerichtlichen Beschlag legen lassen.“

„Ganz recht, wir können Beschlag legen lassen.“

„Run und das Uebrige wird sich finden.“

„Wird sich finden,“ ächzte James, der froh war, daß etwas für ihn geschah, und so wurde die Kasse denn richtig mit Beschlag belegt.

Die Bostoner Bank protestirte energisch, sie habe ihr Leben nicht so gut gestanden, wie gerade jetzt, Mr. Leicester könne sein Geld beheben, wann er wolle, allein sie könne sich das Vorgehen nicht gefallen lassen, sie werde auf Schadenersatz klagen. Sie . . .

John Leicester war wie aus den Wolken gefallen.

Was wollte also dieser Gray, dieser Advokat Gray mit seinen Telegrammen, war er verrückt?

Und wüthend eilte er hin.

„Ist Herr Gray zu Hause.“

„Ja,“ hieß es, „soeben angekommen.“

Einen Augenblick später stand John Leicester vor Mr. Gray.

„Herr,“ schrie er, „was soll das heißen, daß Sie mich herbeirufen, daß Sie mir sagen, die Bostoner Kooperativbank sei im Krachen, daß Sie mir . . .“

„Verzeihen Sie,“ sagte Mr. Gray mit der höflichsten Miene von der Welt, „aber ich verstehe kein Wort von dem, was Sie sagen.“

„So?“ schrie James. „Sie verstehen also nichts? und diese Telegramme sind also nichts? diese . . .“

Mr. Gray nahm die Telegramme, mit denen unser John ihm vor der Nase herumgeführt, und las sie aufmerksam durch.

„Ja,“ sagte er. „Diese Telegramme sind vollkommen richtig, nur werden Sie mir sagen, mit welchem Rechte Sie dieselben eröffnet haben?“

„Mit welchem Rechte!“ schrie John, „sind sie nicht an mich? steht es nicht klar und deutlich da: J. Leicester, Portland Main, und hat man sie mir nicht gebracht, heute Nacht zwei Uhr, als ich im besten Schläfe . . .“ „Nein,“ besann er sich dann, „als ich im Bette lag,“ denn geschlafen hatte er ja nicht, wie wir ja selber ganz genau wissen.

Der Advokat aber nickte nur mit dem Kopfe.

„Und Sie . . . Sie heißen?“ fragte er dann.

„Wie soll ich denn heißen, zum Teufel, als John Leicester.“

Da glitt ein Lächeln über Mr. Grays würdiges Angesicht mit gewinnender Freundlichkeit streckte er unserem Helden seine Hand entgegen und:

„Freut mich sehr,“ sagte er, „freut mich wirklich außerordentlich, Ihre werthe Bekanntschaft zu machen, aber diese Telegramme waren an James Leicester gerichtet.“

„An . . . James?“ stammelte John.

„Wie ich soeben die Ehre hatte Ihnen zu sagen, an James.“

„Aber das ist ja niederträchtig,“ schrie John.

Gray aber zuckte bedauernd mit den Achseln.

„Und so bin ich umsonst hergekommen, und habe umsonst meine Alice . . . O, aber Sie werden von mir hören, bei Gott, Sie werden es bereuen.“

Und er stürzte fort und warf sich in einen Wagen und fuhr auf den Bahnhof und mit dem ersten Zuge wieder zurück nach Portland Main.

Sein erster Blick zu Hause fiel auf den Brief, den er an Alice geschrieben und den er in der Hast der Abfahrt aufzugeben vergessen!

Das hatte ihm noch gefehlt! Was mochte sie denken, wie würde sie ihn empfangen! Aber hin mußte er, das war gewiß, er mußte ihr sagen, erklären, er . . . Er wußte selber nicht, was er alles mußte, und als er vor ihrem Hause stand, da fehlte ihm fast der Muth hinaufzugehen. Endlich aber, endlich faßte er sich doch ein Herz und er ging.

„Miß Alice?“ fragte er.

Das Stubenmädchen aber sah ihn an, als könne sie's nicht glauben, daß es wirklich John Leicester sei, der vor ihr stehe. Aber er war es doch.

„Miß Alice?“ fragte er wieder.

„Auf der Reise, Herr, auf der Hochzeitsreise.“

„Hoch . . .“ er vermochte das Wort nicht auszusprechen.

„Hochzeitsreise, natürlich,“ wiederholte die Jose, „denn als Sie nicht kamen, da nahm das Fräulein Herrn Wilkies Hand, die dieser sich sofort ihr anzubieten beeilt hat.“

„Ihr anzu . . . bieten . . . be . . .“ stammelte John Leicester wie geistesabwesend. Dann lachte er auf, 's klang aber verdammt wenig wie Lachen. „Ihr anzu . . .“

„Verdammt,“ schrie er dann plötzlich, stülpte sich den Hut auf den Kopf und eilte davon.

Bitte zu lesen!

Unsere geehrten Leserinnen werden höchst erlucht, den Wiesbadener General-Anzeiger, amtliches Organ der Stadt Wiesbaden, in ihren Freundes- und Bekanntenkreisen zum Abonnement zu empfehlen. Wir werden uns durch sorgfältige Auswahl spannender Romane und abwechslungsreicher Unterhaltungsliteratur dafür dankbar zu erweisen suchen. Bei Bestellungen und Einkäufen von Waaren wolle man sich gültigst ebenfalls auf die Beitr. Ausgaben des „Wiesbadener General-Anzeigers“ beziehen und dadurch in wohlthätiger Weise zur Förderung unseres Blattes beitragen.

„Mein Herr!“ schrie er, als er vor dem Direktor des Telegraphenbüreaus stand, „wie komme ich dazu, diese Depeschen zu erhalten? Wie komme ich dazu, in Folge der Depeschen, die nicht mir gehören, sondern weiß Gott wem, nach New-York reisen zu müssen? Wie komme ich dazu, durch diese Depeschen meine Braut zu verlieren und am Heirathen verhindert zu werden? mein Herr, wie komme ich dazu, erklären Sie mir das?“

Der Telegraphendirektor aber sah bald John, bald die Depeschen an.

„Sie sind also nicht für Sie?“ fragte er.

„Nein.“

„Und sie sind Ihnen überbracht worden?“

„Ja, zum Teufel, ja.“

„Und Sie sind dadurch verhindert worden, zu heirathen?“

„Ja, ja, ja.“

„Junger Mann,“ sagte der Direktor gerührt, „ich verstehe Ihre Gefühle zu schätzen, aber Sie sind uns dennoch keinerlei Dank schuldig...“

Aus Liebe zur Kunst.

(Nachdruck verboten.)

Er fühlte nun einmal Komödiantenblut in sich rollen, der fünfunddreißigjährige Wäldermeister Otto Hartwig und je länger er die ungestillte Qual in sich herum trug, desto klarer wurde es ihm, daß er eigentlich seinen Beruf verfehlt habe, und besser dazu berufen sei auf dem Brett! anstatt vor dem Backtrog zu stehen und Teig zu kneten. Seine Gattin freilich war in ihrem Sinn für das Niedere niemals sehr erfreut, über die künstlerischen Neigungen ihres Herrn Gemahls, der als Meister in einer großen Brotsfabrik ein schönes Stück Geld verdiente, sie sah in seinen Neigungen zur Kunst des Volkshumoristen stets eine Gefahr für ihr sonst so friedliches Zusammenleben und ihre Existenz, da sich der Meister immer mehr in die Rolle eines Helmerding und anderer Mimen hineinlebte. Eines Tages sollte sein Entschluß zur Reise kommen. H. hatte soeben wieder eine ehrliche Scene zu überstehen gehabt, und da ging er hin zum nächsten Barbier und opferte mit heimlicher Wehmuth seinen bisherigen Stolz, den schönen, schwarzen Vollbart, und nach einer halben Stunde verließ er glatt rasirt den Verschönerungssalon. Er war Mime geworden und sein erster Gang galt einem bekannten Tingeltangel, dessen Wirth ihn schon öfters gebeten, seine Kunst als Sänger als Gast zu zeigen. Noch an demselben Abend betrat er unter fremden Namen die bedeutenden Bretter und der ungeahnte Erfolg machte ihn so überglücklich, daß er nach Schluß der Vorstellung das erste Honorar sechs Mark zum Festen seiner nunmehrigen Kollegen in Bairisch Bier und Nordhäuser anlegte. Wie es nachher kam wußte H., der gestern wegen Hausfriedensbruch vor dem Gericht stand, nicht mehr zu erzählen, umsomehr aber vermochte es seine Frau, die als seine Entlastungszeugin auftrat:

„Herr Gerichtshof!“ — sagte sie — „mein Mann war so kniße wie ich ihm mein junges Leben noch nicht gesehen habe, und er hat doch schon so manchen Affen nach Hause gebracht. Gegen 9 Uhr Abends kam ein Feselle aus der Fabrik um zu fragen, wo der Meester wäre, er dhäte noch nicht da sind.“ „I du meine Zülte“ dachte ich mich, der sitzt jetzt in so'n Pumps und aus Liebe zur Kunst vergißt er uf Allens. Ich mach mir uf'n Weg um ihm zu suchen, und wie ich nach zwee Stunden nach Hause komme steht mein Kleener, er is nu fünf Jahre, in't Hemde weinend uf'n Flur und sagt: „Mutter seh man nicht rin in de Stube et liegt een fremder Kerl in Dein Bette.“

Jung, wat sagst Du? — sag ich — da muß ich ja gleich een Schuhmann holen. Ach Jotte doch, wenn Dein Vater kommen dhäte und so wat sehen würbe. Ja der kommt davon wenn sich de Männer uf der Straße rumtreiben. Ich un runter

zum Wirth, und klopf ihm raus. „Ne“, sagt er, als ich ihm de Geschichte verzählt hatte, liebe Frau Hartwig'n, sehn Se mal zu wie Se den fremden Kerl wieder raus kriegen aus bet Bette, Se müssen ja wissen, wie er rin gekommen is. Der is ja noch schener, sag ich, Se slooben vielleicht bet ich — nee Männeden so wat jibis nich, wat Se denken, sowat wohnt nich bei mich. Wenn Se nich wollen, denn je ich wo anders hin — und verbenunciren dhü ich Se och wegen schwerer Beleidigung — verstanden?“

Vors.: „Frau Zeugin, das wollen wir ja nicht wissen. Beschränken Sie sich auf das Allerkürzeste.“

Zeugin: Ja, Herr Gerichtshof. Ich un runter zum Portiehr, der nimmt een Knüppel, ich den Handseger und seine Frau die Beulke und dann jings ruf. Der Portiehr war der erste rin. Richtig, da lag eener mit de Stiebeln und Alles an uf mein Bette und schnarchte wie een Ferk. „Heda uf! „Wie kommt er denn überhaupt hier rin?“ sagt der Portiehr. Vorerst rührte sich der Mann jar nich, als ihm aber der Portiehr eene überziehen dhät, sprang er uf un nu jings los. Gens, zwei, drei, hatte er uns uf'n Corridor, dort ergriff er een Schrubber und sicher hätt er uns todteschlagen, wenn wir nich glücklich noch uf'n Flur rausgeschlüpft wären. Uf den Lärm hin kommt nu der Wirth mit'n Schuhmann und nu seh ich — Herr Gerichtshof, ich hab jebacht, mir laust een Affe — der fremde Kerl is mein Mann, er hatte sich den Bart abnehmen lassen um Künstler zu werden. Aber ich kann et beschwören, Herr Gerichtshof, er kann nisch dafür, er war so kniße wie noch nie.“

Angesichts der tragikomischen Umstände und in Anbetracht dessen, daß Herr Hartwig schon längst wieder reuig zu seinem Handwerk zurückgekehrt ist, wurde er nur zu einer Geldstrafe von 15 M verurtheilt.

Arm in Arm mit seiner ehelichen Vertheidigerin verließ er lächelnd das Gebäude der strafenden Gerechtigkeit. Er hat jeden Versuch, zu mimen, verschworen.

Der gestrenge Pseudochef.

Aus Wien erzählt das „Illustrierte Extrablatt“: „Dem Marqueur Jean, der seit langen Jahren in einem hiesigen Kaffehause bedient ist, passirte dieser Tage ein Malheur. Er stolperte und warf einem Gaste eine Tasse Kaffee in den Schooß. Der Fremde, dessen Kleider arg beschädigt waren, war wüthend und wollte sich beim Besitzer des Kaffehauses beschweren. Jean sollte diesen herbeirufen. Der Chef hielt in seiner Wohnung im ersten Stock sein Mittagsschläschen, und war es an und für sich nicht rathlich, ihn zu wecken, so war von seiner bösen Laune das Schlimmste zu befürchten, wenn es anlässlich der Beschwerde eines Gastes gegen das Personal geschah. Da hatte Jean in seiner Verzweiflung eine großartige Idee. Er begab sich in das Spielzimmer und bat den dort liebhabenden Stammgast Herrn B., dem Fremden gegenüber auf einige Minuten den Chef zu spielen. Der gutmüthige Herr B. erklärte sich auch gleich bereit, den armen Jean zu retten. Er ging zu dem Gaste, hörte dessen Klagen an, vernichtete den zerknirscht dastehenden Jean förmlich mit seinen drohenden Blicken und kündigte schließlich dem ungeschickten Marqueur auf der Stelle. Das wollte der Gast aber auch nicht und legte für Jean ein gutes Wort ein. Herr B. ließ sich erweichen und verzieh dem Marqueur, nachdem er ihm eine lange Strafpredigt gehalten hatte. So endete der Fall zur beiderseitigen Zufriedenheit. Der Gast war zufrieden, daß der Marqueur die verbiente Zurechtweisung erhalten hatte und Jean war zufrieden, daß diese vom Pseudochef und nicht vom wirklichen ausgegangen war.“



Bitte zu lesen!



Aus der alten Schulmeisterzeit.

Eine Schulstreitigkeit aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts, welche auf die Zustände der damaligen Volksschule ein bezeichnendes Licht wirft, hat sich im Gerichtsarchiv zu Großsch erhalten. Die zwei Gastwirth des Ortes, Müller und Schlegel, hatten dem Schwiegersohne des Fleischermeisters Stamm, Leberecht Gräßner ihre Kinder zum Privatunterricht in's Haus geschickt, und dies hatte Nachahmung gefunden. Darüber fühlte sich der Kantor und Schulmeister Möhre in seiner Amtsehre und seinem Einkommen geschädigt und verklagte am 27. März 1789 Gräßner vor Gericht. Dieser entschuldigte sich, daß er keineswegs in seines Schwiegervaters, des Fleischermeisters, Wohnung eine Winkelschule abhalte, zumal da die fraglichen Kinder auch in die Ortschule zum Kantor und Schulmeister Möhre gingen, sondern diesen Kindern täglich nur ein paar Lectionen gebe, um ihnen das Buchstabiren zu erleichtern, wodurch auch der Schulmeister Erleichterung fände. Uebrigens schide Möhre ja selbst zwei Jungen, die freilich bereits zum Abendmahle gewesen, zu ihm, um ihnen etwas Musica beizubringen. Die Eltern ließen ihre Kinder zu ihm, der früher als Präceptor in Diensten gestanden, gehen, weil sie in der Gemeinbeschule nicht gehörig gefördert würden. Seit des Schulmeisters Eingabe der gerichtlichen Klage habe er inzwischen von 17 Familien 18 Kinder zum Privatunterricht erhalten. Ferner sagte ein Zeuge aus, er habe seinen Jungen seit vier Jahren zu Möhre in die Schule geschickt, ohne daß er lesen noch beten gelernt hätte, von Gräßner aber schon in vierzehn Tagen recht hübsch beten gelernt. Wenn er den Jungen zum Schulmeister Möhre schickte, so schenkte dessen Tochter dem Jungen das Buch um die Ohren und begegnete ihm auch sonst gar übel. Diemeil es aber Zeit würde, daß er etwas lerne, hätte er seinen Sohn zwar zu Gräßner geschickt, jedoch dem Schulmeister Möhre sein Schulgeld bezahlt. Ein anderer Zeuge rügte, daß Möhre seine Frau Schule halten ließ, die „allerhand Gespieles und Spases“ mache und den Kindern Gesichter schnitte. — Der Bescheid des Gerichts war, daß Gräßner nur mit Bewilligung des Schulmeisters und nur in den Behausungen der Eltern Privatstunden erteilen durfte und — sämtliche aufgelaufene Gerichtskosten bezahlen mußte!



Allerlei Humoristisches.

Der Segen des Mädchengymnasiums.

— Nun, sind Sie mit den Fortschritten Ihrer Tochter im Mädchengymnasium zufrieden?

— O sehr! Sie hat sich heuer im Sommer in Preßbaum mit ihrem Geschichtsprofessor verlobt.

Österreichischer Reichsrath.

Der Reichsrath ist versammelt,
Sie raufen wieder in der That.

Das Volk jedoch es krammelt:

Wo bleibt das Volk, wo stadt man Rath?

Gute Thaten.

Die besten Freunde in der Welt
Sind deine guten Thaten.

Sie bau'n ein köstlich-dankbar Feld;
Sie gleichen edlen Saaten.

Sie bleiben der Erinnerung Gold;
Sie sind's, die nicht verklagen.
Der Himmel ist darob dir hold;
Sie geben Werth den Tagen.

Und wer auf sie im Leben hält,
Ist trefflich, wohlberathen:
Die besten Freunde in der Welt
Sind deine guten Thaten.

Emil Hantsch.

Auch eine Bestellung.

Geschäftsreisender: „Ist der hochgeborene Herr Baron vielleicht jezt zu Hause?“

Castellan: „Nein er ist wieder ausgegangen.“

Geschäftsreisender: „Hat er vielleicht eine Bestellung hinterlassen?“

Castellan: „Allerdings.“

Geschäftsreisender (erfreut): „Und welche?“

Castellan: „Sie möchten sich zum Teufel scheeren!“

Schnell gefaßt.

„Mein Herr, Sie verfolgen mich nun schon seit einer halben Stunde!“

„Aber, Gnädige, das ist doch selbstredend, Sie haben mir ja mein Herz gestohlen.“

Unsere Kinder.

Dienstmann: „Bitte ist der Herr Schmidt zu Hause?“

Der achtjährige Sohn: Der Herr Schmidt bin ich selber, oder wünschen Sie vielleicht den alten Herrn Schmidt zu sprechen?

